

vom Autor von *Briefträgerkind*

OSKAR KERN

DU BIST OK.

mach was draus

GESCHICHTEN, DIE MUT MACHEN

edition a

DU BIST OK.



Oskar Kern:
Du bist OK. Mach was draus.

Alle Rechte vorbehalten
© 2026 edition a, Wien
www.edition-a.at

Cover: Laura Bobolik
Satz: Bastian Welzer

*Die in diesem Buch geschilderten Erlebnisse basieren auf wahren Begebenheiten.
Um die Privatsphäre der Beteiligten zu schützen, wurden einige Namen, Orte,
Daten und Details geändert.*

Gesetzt in der Premiera
Gedruckt in Europa

1 2 3 4 5 — 29 28 27 26

ISBN: 978-3-99001-959-7

Oskar Kern

DU BIST OK.

Mach was draus

GESCHICHTEN, DIE MUT MACHEN

edition a

Inhalt

AKT 1	
Woher du kommst	20
AKT 2	
Was das Leben lehrt	64
AKT 3	
Mensch bleiben	116
15 FRAGEN	
eine zu jedem Kapitel	163
DEIN OK-IMPULSKOMPASS	180

*Dieses Buch widme ich meiner Familie.
Petra, Simon, Stefan*

„

*Die Frage ist nicht, was
passieren wird, sondern
was passieren soll*

—

*und entscheidend ist
nur, worauf du Einfluss
nehmen kannst.*

Manchmal sitze ich einfach da, schaue in das vertraute Durcheinander meiner Familie und denke: Was für ein Glück, dass von all den möglichen Wegen genau dieser mein Leben geworden ist. Diese Frau, diese Kinder, dieses Lachen. Nicht perfekt, nicht immer leicht – aber voller Liebe.

Was für ein Glück, eine Familie zu haben – mittendrin Petra, die so vieles zusammenhält, ohne viel Aufhebens zu machen. Die neben mir geht, nicht hinter mir, die wahrscheinlich immer schon wusste, dass es genau so richtig ist.

Dann höre ich ihre Stimme, liebevoll und mit sanftem Nachdruck: »Kommst du?«

Sie kennt mich. Sie weiß, dass ich zwischen Erinnerungen und Bildern verweile. Ihr Rufen ist mehr als eine Frage. Er ist ein Weckruf zurück ins Hier und Jetzt. Zurück zu uns.

»Gleich«, sage ich. »Ich bin gleich da.«

Dann stehe ich auf, gehe hinein und setze mich zu meiner Familie. Petra schenkt ein Glas ein. Simon erzählt vom Fußball. Stefan zeigt etwas auf seinem Handy. Ich denke: Bleibt neugierig. Gestaltet euer Leben. Genießt es. Denn das hier – dieser Tisch, diese Stimmen, dieses Licht – das ist es. Das ist alles.

Mach was draus.

Bevor wir losgehen

Wenn ich an zu Hause denke, denke ich an eine Küche, an einen Holzofen, in dem frisch gehackte Buchenscheiter knistern. An meinen Vater, der Temperaturen unter achtundzwanzig Grad für eine persönliche Beleidigung hält. Draußen minus drei, drinnen tropische dreißig – das ist sein Wohlfühlklima. Beim Eintreten schlägt dir ein Duft entgegen, den kein Raumspray der Welt hinkommt: Schweinsbraten, Gugelhupf, frischer Most und dieses Holzige, das nur in Küchen existiert, in denen seit fünfzig Jahren derselbe Ofen brennt.

Am Tisch sitzen die beiden. Fritz und Christl, meine Eltern. Beide Briefträger, beide in Pension, beide noch immer jeden Morgen um fünf wach, weil der Körper sich nicht abgewöhnt, was er vierzig Jahre lang getan hat. Seit 54 Jahren sind sie jetzt zusammen, sie spielen noch immer Karten – manchmal miteinander, manchmal gegeneinander, aber immer am selben Tisch.

Dieses Buch ist an diesem alten Tisch entstanden. Nicht an einem Schreibtisch. Nicht in einem Seminar. Sondern hier, zwischen Holzofen und Gugelhupf, zwischen zwei Menschen, die mir unglaublich vieles beigebracht haben, was ich weiß – ohne es je so zu nennen.

Es gibt Sätze, die sagt einem jemand im Vorbeigehen, und man vergisst sie am selben Tag. Es gibt Sätze, die sagt einem jemand zwischen Tür und Angel,

zwischen Mostkrug und Posttasche, zwischen Jause und Abendgebet – und sie bleiben ein ganzes Leben.

Dieses Buch ist eine Sammlung solcher Gedanken, Sätze und der Geschichten, die dazugehören.

Ich bin in Liebenau aufgewachsen, einem Ort im Mühlviertel, der flächenmäßig so groß ist wie die Landeshauptstadt Linz, aber nur knapp 1.800 Einwohner hat. Bis zum nächsten Nachbarn haben es die meisten richtig weit. Der Winter dauert, wenn man meiner Großmutter glauben darf, acht Monate im Jahr. Der einzige Konzern, der dort eine Niederlassung hatte, war die Post – ja, ja das war auch einmal.

Dann ist da noch die Sprache. Der Mühlviertler an sich ist kein Mann großer Worte. Fragt man ihn: »Wia geht's da?«, antwortet er: »Jo.« Fragt man nach: »Jo guat, oder jo schlecht?«, antwortet er: »Jo.« Das ist keine unhöfliche Antwort. Das ist ein vollständiger Mühlviertler Zustandsbericht. Mehr Information ist an manchen Tagen nicht vorgesehen. Gelobt wird bei uns, im Mühlviertel, auch auf eigene Art. Der wichtigste Satz meiner Kindheit, das Fundament der gesamten Mühlviertler Gefühlskultur, lautet: »Ned g'schimpft is gnua g'lobt.« Nicht geschimpft ist genug gelobt. Mehr emotionale Ausschüttung wäre verdächtig gewesen.

Man muss das wissen, um dieses Buch zu verstehen. Denn wenn in den folgenden Geschichten ein Vater schweigend nickt oder eine Mutter nur die Hand auf die Schultern ihres Kindes legt – dann ist das bei uns eine Liebeserklärung.

Mein Vater war wie gesagt leidenschaftlicher Briefträger, meine Mutter auch. Sie fuhren jeden Tag von Hof zu Hof, auf einer Puch mit Stollenreifen und rot-weiß-schwarzem Tank, durch Wälder, über Forststraßen, bei Regen und bei Schnee. Sie brachten nicht nur Briefe. Sie brachten Medikamente aus der Apotheke, die Rente am Monatsersten und Neuigkeiten aus dem Dorf für die, die es nie dorthin schafften. Sie kannten jeden der knapp 1.800 Einwohner. Nicht von der Ferne, sondern von der Tür.

In unserer Familie war man Frühaufsteher. Mama hat sich gesund ernährt, aber Papa – Papa liebte es, um fünf Uhr früh seine Knacker zu braten. Feinsäuberlich eingeschnitten, mit zwei, drei Spiegeleiern oben drauf und einer schönen Scheibe Brot. Wir Kinder bekamen frisches Brot mit Schnittlauch und Butter. Wir hatten nicht weit in die Schule, und das war schon etwas Besonderes. Um sechs, halb sieben saßen wir alle fröhlich am Küchentisch, das Frühstück hinter uns, voller Tatendrang in den Tag startend.

Dann schob mein Vater die alte Puch aus der Garage. Ich glaube, er brauchte jedes Mal fünf bis zehn Versuche, bis die Reib'n ansprang. Sie knatterte wie ein alter Scherbenhaufen, und er konnte nie wissen, ob sie weiterlaufen wollte oder sich wieder abstellen würde. Die Puch meines Vaters hatte ein Eigenleben. Sie roch wie ein Formel-1-Auto – eine Mischung aus Kerosin, Sprit und Öl. Aber es war der Geruch des Briefträgers. Es war das Knattern, das ich mein Leben lang nicht vergessen werde.

Dann war da die Hupe. Diese berühmte Hupe. Egal, wo wir im Haus waren – wir wussten: Der Papa macht sich auf den Weg. Oftmals stand die Mama noch am Küchenfenster, um ihm kurz zuzuwinken.

Es war einfach schön zu erleben, wenn die Familie den Tag gemeinsam beginnt.

Ich bin auf dem Moped meines Vaters aufgewachsen. Hinter ihm, auf der Reib'n, die Füße weg vom heißen Auspuff, die Posttasche auf dem Schoß. Die Höfe. Die Hunde. Die alten Leute auf den Bänken, die mehr über das Leben wussten als manche, die beruflich vom Gescheitsein leben.

Einmal, ich war vielleicht zehn, fragte ich meinen Vater, warum er nicht einfach die Post in die Briefkästen stecke, statt immer bei den Leuten anzuklopfen. Er schaltete das Moped aus, drehte sich um und sagte: »Oskar, wenn ich die Post nur in den Kasten steck, bin ich ein Postbote. Wenn ich anklopfe, bin ich der Fritzl.« Dann lachte er und fuhr weiter.

Mein Vater hatte noch einen anderen Spruch, den er immer sagte, wenn wir uns über jemanden beschwerten: »Jeder ist, wie er ist. Wenn du mal jemanden nicht so magst, denk dran – du kennst seine Geschichte nicht. Solche Leute musst du immer zweimal grüßen, denn Herzlichkeit überrascht sie.«

Wenn ihm selbst jemand übel mitspielte, sagte er mit einem Grinsen: »Die, die hinter meinem Rücken reden, können mich mal kreuzweise – die perfekte Position haben sie ja schon.«

»Kommt Zeit, kommt Rat«, sagte er auch oft. Oder: »Wer hoch hinaus will, muss unten anfangen.« Und: »Kleine Schritte sind besser als keine Schritte.«

Keine großen Weisheiten. Nur ehrliche Sätze eines Briefträgers, der jeden Tag bei den Menschen anklopfte und wusste, wie das Leben roch – nach Kaffee, nach Holz und manchmal nach Kummer.

Es dauerte Jahre, bis ich verstand, was er meinte. Dass es nie um die Funktion ging. Immer um den Menschen dahinter.

Was die meisten nicht wussten: Mein Vater war auch beim Roten Kreuz – bei Unfällen, bei Todesfällen, bei schweren Situationen – kein Debriefing, keine Supervision. Man ging danach heim und schwieg, oder redete darüber, abends, bei einem Glas Most. Am nächsten Tag trug man wieder Post aus. Was meine Eltern dort taten – dasitzen, zuhören, Gughupf mitbringen für die Trauernden –, das hat heute einen Namen. Man nennt es Krisenintervention. Meine Eltern nannten es Nachbarschaft und Freundschaft.

Mein Vater klopfte an. Meine Mutter brachte Zuckerl.

Die Christl von der Post hatte 250 Abgabestellen. 250 Häuser, verstreut über das große Gemeindegebiet. Jeden Morgen um vier aufgestanden, um halb sechs auf der Zustellbasis in Königswiesen. Die Post gab eine Vorgabe: 250 Stopps pro Schicht. Wer rechnen kann, weiß: Das geht sich nie aus. Nicht, wenn man bei jedem Haus aussteigt.

Also kam meiner Mutter eine Idee. Sie legte Zuckerl ins Handschuhfach. Bunte, die mit den Papierln,

die beim Aufreißen rascheln. Wenn sie an einem Haus vorbeikam, wo Kinder waren, hupte sie kurz. Die Kinder wussten: Die Christl kommt! Sie rannten zum Auto. Meine Mutter sagte: »Da, tragts die Post rein – und hier habts ein Zuckerl.«

Die Kinder trugen die Briefe ins Haus. Mama musste nicht aussteigen. Alle waren glücklich. Einige dieser Kinder sind heute erwachsen. Vorige Woche wurde meine Mutter zu einem Fest eingeladen – von Leuten, die vor dreißig Jahren ihre Zuckerl bekommen hatten. Sie haben die Christl nicht vergessen. Sie hat ihnen ja nicht nur Zuckerl gegeben, sondern auch das Gefühl, gebraucht zu werden.

Wenn ich heute in Vorstandsrunden über Teamführung rede, denke ich manchmal an das Handschuhfach meiner Mutter. Man muss nicht alles allein machen. Man muss erkennen, wer was kann, und man muss den anderen etwas geben, das sie freut. Aufmerksamkeit und Wertschätzung.

Von diesen Menschen habe ich gelernt. Nicht in Seminaren. Nicht aus Büchern. Sondern am Küchentisch, am Holzstoß, an der Feuerstelle, auf dem Moorweg, am Seeufer und auf einem Steg, der nach Osten zeigt.

Ich bin kein Philosoph. Ich bin kein Guru. Ich bin kein Weiser auf einem Berg. Ich hatte das Glück, an vielen Orten dieser Welt Menschen zu treffen, die mir etwas beigebracht haben. Einen außergewöhnlichen Shaolinmönch auf einer Vulkaninsel, der mir die Geschwindigkeit nahm. Einen in sich ruhenden Falkner im

Waldviertel, der mir zeigte, was Vertrauen bedeutet. Einen grandiosen Doktor im Stahlwerk, der mir mit einer einzigen Frage den Boden unter den Füßen wegzog, und immer wieder meine Eltern – der Fritz und die Christl von der Post –, die Sätze sagten, die erst Jahre später ihren vollen Klang entfalteten.

Meine Mutter, die Christl, hatte für alles einen Spruch. Nicht die klugen, die man in Büchern findet. Sondern die, die man zwischen zwei Bissen sagt, zwischen Abwasch und Abendessen. »Auch aus Steinen, die dir in den Weg gelegt werden, kannst du etwas Schönes bauen«, sagte sie. Oder: »Man erntet, was man sät.« Wenn wir als Kinder über jemanden schimpften, sagte sie nur: »Was Peter über Paul sagt, sagt mehr über Peter als über Paul.« Einfache Sätze, aber sie trugen große Weisheit in sich.

Jorge Bucay hat einmal gesagt, Kindern erzähle man Geschichten, damit sie einschlafen – Erwachsenen, damit sie aufwachen. Genau darum geht es mir mit diesem Buch.

Die Geschichten, die du gleich lesen wirst, sind wahr. Sie handeln von Schotterstraßen und Steilklippen, von glühenden Kohlen und eiskaltem Wasser, von Steinbrüchen und Sandkisten, von Falken und Wölfen, von einem Hochofen, einer Felsenkapelle und einem Steg am Wallersee. Sie handeln von meiner Familie. Von meinem Sohn Stefan, dessen Herz operiert werden musste und der heute sagt, er habe lieber einen Arm voller Narben als eine Kindheit ohne Erinnerungen. Von meinem Sohn

Simon, der still ist, wo andere laut sind, und der einmal auf seine Gute-Nacht-Geschichte verzichtete, weil nebenan sein kleiner Bruder Stefan weinte. Von meiner Frau Petra, die so anders ist als ich und mich gerade deshalb weiter gebracht hat als irgendjemand sonst. Von Oma, die mit einer Kanne Milchkaffee am Feuer saß und Sätze sagte, die ein halbes Jahrhundert später noch tragen.

Jede dieser Geschichten hat mich verändert. Nicht auf einen Schlag, sondern langsam, wie Wasser einen Stein formt.

Wir leben in einer Zeit, in der viele Menschen das Gefühl haben, festzustecken. Alles ist zu teuer, zu unsicher, zu schnell, zu ungerecht. Ja – vieles davon stimmt. Aber es gibt keine andere Welt. Keinen anderen Ort. Keine anderen Umstände. Es ist, wie es ist. So wie meine Großmutter es gesagt hat.

Wesentlich ist nicht die Situation. Wesentlich ist, wie du ihr begegnest. Mit Haltung. Mit Würde. Mit dem Glauben, dass es möglich ist, aus dieser Situation etwas zu machen.

Du bist okay. Jetzt leg los.

Wir waren drei Geschwister. Oskar, Klaus und Silvia. Klaus, der Mittlere – verträumt, kreativ, mit lockigem Haar und einem Blick, der immer ein bisschen weiter ging als der von uns anderen. Ein Hans-guck-in-die-Luft, fröhlich, manchmal ein bisschen stolpernd, aber wenn

es um kreative Ideen ging immer da, immer gut. Er hatte die Gabe, andere dafür zu begeistern, seine Projekte mit ihm gemeinsam umzusetzen. Klaus hat bei einer Bank begonnen, ist dann in die Bildung gegangen – heute unterrichtet er Jugendliche und begleitet sie bei ihren Lehrberufen. Nebenbei ist er Maler, wie wir im Mühlviertel sagen, geworden. Ein Künstler mit eigenem Stil, einer eigenen Handschrift.

Silvia ist unser Herzensküken. Über die Textildachschule, mit dem Kindheitstraum, Polizistin zu werden – und über viele Stationen, von Haslach nach Innsbruck, über Sankt Pölten nach Wien, hat sie es geschafft. Sie arbeitet heute im polizeilichen Umfeld. Aber ihre Leidenschaft für das Kreative hat sie sich behalten. Silvia ist die gute Seele bei unseren Familienfeiern – sie deckt den Tisch in einer künstlerischen Art, die man so nicht kennt. Jeder bekommt seinen Platz, sein eigenes Geschenk mit seinem Namen darauf. Liebevoll gestaltete Dekorationen, Weinflaschen mit eigenen Geschichten. Unser kreativer Wirbelwind und die Wissbegier in Person – kaum ist eine Ausbildung fertig, hat die nächste schon begonnen.

Drei Briefträgerkinder. Drei verschiedene Wege. Alle okay. Nein, mehr als okay.

Also fangen wir an.

AKT I

Woher du kommst

Die Indianer und die zwei Wölfe

Wir saßen im Schindelgraben und wussten nichts von der Welt. Aber die Welt war trotzdem da.

Wenn ich durch den Wald in Liebenau spaziere, werden Erinnerungen wach. Der Schindelgraben. Ein abgelegenes, unwirklich steiles Waldstück mit einem kleinen Bach, der über Steine plätscherte und im Sommer so flach war, dass man von Stein zu Stein springen konnte, ohne nasse Füße zu bekommen. Es roch nach nassem Laub, nach Moos und Harz, und wenn die Sonne durch die Baumkronen fiel, tanzten die Lichtflecken auf dem Wasser wie kleine Fische. Das war unser Refugium. Unser Rückzugsort. Der Platz, an dem wir sicher waren, dass uns niemand mehr finden würde. Kein Erwachsener, kein Lehrer, kein Ruf zum Abendessen. Hier im Wald galten andere Regeln. Hier waren wir Indianer.

Wir – das waren mein Bruder Klaus, meine Schwester Silvia, Harry, Sieglinde und Edi. Manchmal auch andere, aber diese fünf und ich, wir waren der harte Kern. Die Bande vom Schindelgraben. Wie jede ordentliche Bande brauchten wir ein Hauptquartier.

Natürlich mussten sich Indianer vor feindlichen Angriffen schützen, und deshalb erschien uns ein Lager am Boden viel zu gefährlich. Wir beschlossen, ein Baumhaus zu bauen. Ich gebe zu: Indianer und Baumhäuser

passen nicht unbedingt zusammen. Aber das war uns egal. Wir waren fest entschlossen, unsere Bleibe zu errichten, und so brachten wir Tag für Tag ein Brett mit, das von irgendeinem Zaun oder Verschlag stammte, und zimmerten uns eine Plattform in schwindelerregender Höhe – so circa einen Meter über dem Grund. Ein wirklich sicheres Vorhaben.

»Das hält nie«, sagte Klaus und schaute zweifelnd nach oben.

»Halt den Mund und halt das Brett«, sagte Harry, der vom Bauernhof kam und alles mithatte, was man brauchte: das große Messer aus der Werkstatt, die schwere Zange, und wenn nötig zwei, drei Kübel. Harry fragte nie, wozu. Er brachte einfach mit, was da war.

Natürlich ging beim Indianerspiel auch einiges schief. Einmal rutschte Harry beim Herunterklettern vom Baumhaus aus, blieb mit der Jeanshose hängen – und baumelte kopfüber einen halben Meter über dem Boden. Für die Kampfmoral der Indianer war das nicht optimal, weil es ein Gelächter auslöste, das man vermutlich bis in den Ort Liebenau hörte.

Ach ja, Klaus – den band ich als großer Bruder besonders gern an den Marterpfahl. Große Brüder dürfen ja die Rollen verteilen, das ist ein Naturgesetz. Nur verstand Klaus die Marterpfahl-Rolle nie so ganz. Bei einer Verfolgungsjagd stand er einfach mitsamt dem Pfahl auf und lief los. Uns war damals nicht bewusst, dass es nicht reichte, einen Menschen anzubinden, um ihm die Freiheit zu nehmen. Es genügt völlig, wenn er mit

Überzeugung samt Marterpfahl losläuft – unterwegs Seil eins verliert, dann Seil zwei, und am Ende den Pfahl. Es war die eleganteste Flucht, die der Schindelgraben je gesehen hat.

Häuptling? Häuptling wollte natürlich jeder sein. Wie im echten Leben: Jeder will Häuptling sein, aber kaum einer weiß, was in dieser Rolle wirklich auf ihn zukommt. Immer, wenn es zu bunt und zu laut wurde, kam die Christl mit ihrer eindeutigen, liebevollen Ermahnung: Wir sollten bei allem, was wir da taten, nicht vergessen, dass es nur ein Spiel war.

Sie hatte recht. Damals wie heute.

Nach heftigen Diskussionen, wo die Feuerstelle hinkommen sollte – wohlgemerkt mitten im Wald, wo alles gut brennt –, hat uns dann doch der Vernunftblitz getroffen. Wir leiteten den Bach etwas um und schufen in der sumpfigen Masse der Überflutung eine Feuerstelle aus einzelnen großen Steinen. Die Idee war eigentlich ganz gut: Wenn's rundherum nass ist, kann nichts brennen. Natürlich hatten wir bei unserer perfekten Planung vergessen, dass es so etwas wie Funkenflug gab, wenn der böhmische Wind – und dort oben herrschte sehr oft eiskalter böhmischer Wind – durch den Wald strich.

Aber das war nicht so wichtig, weil es uns ehrlich gesagt selten gelang, auf dem nassen Holz ein Feuer zu machen. Sehr oft war dieser Feuerplatz mit einem Holzhaufen bestückt, der stilistisch gut aussah, aber nie richtig brannte.

Einmal allerdings, ein einziges Mal, gelang es uns. Die Flammen waren echt, der Rauch stieg auf, und wir waren so stolz, als hätten wir das Feuer selbst erfunden.

»Passt auf, dass der Rauch nicht über die Baumkronen steigt«, sagte Harry. »Wenn der Förster das sieht, sind wir erledigt.«

Zu spät. Der Nachbar hatte in Panik den Förster angerufen: Im Wald brennt es. Der Förster, der in Liebenau so etwas wie ein Sheriff war, nur ohne Pferd und mit schlechterer Laune, suchte uns auf. Er war nicht besonders erfreut. Er machte uns unmissverständlich klar, dass der Bach dazu da sei, jetzt alles komplett zu fluten, und dass wir gern das Knistern mit Hölzern und Laub nachspielen könnten, dass aber ein Feuer im Wald einfach nichts verloren habe.

»Und wenn ich noch einmal Rauch sehe«, sagte er und zeigte mit dem Finger auf jeden Einzelnen von uns, »dann rede ich nicht mehr mit euch, sondern mit euren Eltern.«

Wir standen da wie begossene Pudel und fluteten gehorsam unsere mühsam errichtete Feuerstelle. Das Baumhaus, einen Meter über dem Grund, stand noch Monate danach als stilles Denkmal unserer Niederlage.

Dann war da der Marterpfahl. Die große Eiche, in die wir mit dem Taschenmesser Kerben geschnitzt hatten. Der Marterpfahl war das Gericht des Stammes, und es gab immer wieder diesen sinnlosen Streit: Wer will heute das Opfer spielen? Wen wollen wir an den Pfahl stellen, und warum?

»Ich nicht«, sagte Klaus.

»Du warst gestern auch nicht dran«, sagte Edi, der Stärkste von uns – sein Papa war Mechaniker, und Edi hatte schon richtige Muskeln.

»Ich war vorgestern dran!«

»Dann bist du übermorgen wieder dran.«

Sehr oft beschloss die Mehrheit, und für das Opfer war der Tag gelaufen. Man wurde mit den dümmsten Aufgaben betraut – Wasser holen, Laub sammeln, Feuerholz schleppen –, bevor man vom Pfahl »fliehen« durfte. Demokratie im Schindelgraben. Nicht immer gerecht, aber immer laut.

Manchmal kam aus Deutschland die Petra mit ihrem goldlockigen Haar. Petra stammte aus der Nähe von Frankfurt am Main, aus Häusern, die wir Landkinder nur aus dem Fernsehen kannten. Wenn Petra kam, war das für uns wie ein Staatsempfang. Wir putzten das Baumhaus, ordneten die Feuerstelle und versuchten, uns von unserer besten Seite zu zeigen. Was meistens nach fünf Minuten scheiterte, weil Klaus in etwas hineinstolperte oder Edi jemanden in den Schwitzkasten nahm.

Petra war klug. Sie mischte sich nie direkt ein, aber sie stellte Fragen, die alles veränderten. »Warum baut ihr die Mauer nicht rund statt eckig?« Oder: »Was passiert eigentlich, wenn es regnet und euer Baumhaus kein Dach hat?« Wir standen dann da, schauten uns an und dachten: Stimmt.

Aber die Geschichten – die Geschichten waren es, die diesen Ort lebendig machten. Die Geschichten, die

unsere Eltern erzählt hatten, die wir uns gegenseitig weitererzählten, jedes Mal ein bisschen anders, jedes Mal ein bisschen größer. Eine Geschichte, die ich nie vergessen habe.

Ein alter Indianer saß mit seinem Enkelsohn am Feuer. Nach einer langen Weile des Schweigens sprach er bedächtig: »In meinem Herzen wohnen zwei Wölfe. Der eine ist grausam, gierig, gewalttätig und machtbesessen. Der andere ist gütig, sanftmütig, und das Wohl des Rudels liegt ihm am Herzen. Er ist bedacht und freigiebig. Diese beiden Wölfe befinden sich in einem ständigen Kampf miteinander.«

Der junge Indianer schaute seinen Großvater an und fragte: »Und welcher von den beiden wird den Kampf gewinnen?«

Der Alte zog an seiner Pfeife, schaute dem Jungen fest in die Augen und sagte: »Es kommt darauf an, welchen der beiden du fütterst.«

Als Kind fand ich diese Geschichte gut. Eine von vielen, die man sich am Lagerfeuer erzählte, wenn die Schatten länger wurden und die Stimmen leiser. Als Erwachsener habe ich verstanden, dass es die wichtigste Geschichte ist, die man erzählen kann. Weil sie stimmt. Jeden Tag. In jeder Situation. In jeder Begegnung, in jedem Konflikt, in jedem Moment, in dem man die Wahl hat, ob man nachgibt oder standhält, ob man großzügig ist oder gierig, ob man zuhört oder zuschlägt. Es kommt darauf an, welchen Wolf man füttert, und die meisten von uns füttern beide, ohne es zu merken.

Was mich an den Indianern immer fasziniert hat, war nicht die Wildheit, die wir als Kinder an ihnen bewunderten. Es war die Ordnung. Sie hatten ein Zelt, um gemeinsam darin zu leben. Den Marterpfahl, um Dinge zu klären – und »klären« hieß bei den Indianern nicht zu diskutieren, bis alle müde waren, sondern auszusprechen, was gesagt werden musste, und dann damit zu leben. Sie hatten das Feuer, um gemeinsam zu essen, zu reden und die Zukunft zu gestalten. Zelt, Pfahl, Feuer. Zusammenleben, Konflikte austragen, gemeinsam weitergehen. Einfacher kann man es nicht auf den Punkt bringen.

Dann gibt es diese vier Weisheiten, die seither in mir arbeiten wie ein stilles, qualitatives Betriebssystem, von dem ich manchmal vergesse, dass es läuft, bis es mich in einem entscheidenden Moment an etwas erinnert.

Die erste Weisheit: Die Person, die dir begegnet, ist die richtige. Niemand tritt zufällig in dein Leben. Alle Menschen, die dich umgeben, sind aus einem Grund da. Ob sie dich lehren, dich herausfordern, dich stärken oder dich zur Verzweiflung bringen – es lohnt sich, hinzuschauen, was sie dir zeigen.

Die zweite Weisheit: Was passiert ist, ist das Einzige, das passieren konnte. Nicht das Geringste daran hätte anders kommen können. Es gibt kein: Wenn ich dies und jenes anders gemacht hätte, wäre alles anders gelaufen.

Die dritte Weisheit: Jeder Moment, in dem etwas beginnt, ist der richtige. Nicht zu früh, nicht zu spät.

Die vierte Weisheit, die vielleicht wichtigste: Was zu Ende ist, ist zu Ende. Jede Geschichte hat ein Ende. Wenn es so weit ist, darf es so sein. Es muss sogar so sein.

Wenn ich an diese vier Sätze denke, kommt mir sofort eine Frau in den Sinn, die nichts von indianischen Weisheiten wusste, aber alles davon lebte. Meine Großmutter.

Sie saß am liebsten am Abend an ihrem alten Küchentisch. Ein Tisch mit einer weiß-roten Resopalplatte, die schon bessere Zeiten gesehen hatte, voller Kratzer und Brandflecken von heißen Töpfen. Vor sich eine große Kanne Milchkaffee – wahrscheinlich ein kleiner Kaffee und ein halber Liter Milch drin, oben mit einer leichten Haut versehen, die sie wirklich liebte und vor der ich mich echt ekelte.

»Trink«, sagte sie und schob mir eine Tasse hin.

»Da ist Haut drauf, Oma.«

»Die ist das Beste. Da ist die ganze Kraft drin.«

Am Ofen stand noch die Kaffeekanne. Das war die Zeit, in der es keine Espressomaschinen gab, sondern eine alte italienische Kaffeekanne auf das Eisenrohr gestellt wurde. Es roch immer so gut – das frische Holz, mit dem die Oma den Ofen einheizte, gemischt mit dem frischen Kaffee. Manchmal auch leicht verbrannt, wenn das Milchhäferl wieder einmal übergelaufen war und sich in die Eisenplatte einbrannte. Wenn Oma Kaffee trank, roch man das im ganzen Haus.

Es wäre nicht die Oma gewesen, wenn nicht im Backrohr auch irgendein schöner Kuchen darauf gewartet hätte, das Licht der Welt zu erblicken. Es gab

immer etwas. Frischen Kuchen, Strudel, Palatschinken oder die legendären Mohnnudeln. Immer wenn wir rausgingen zum Spielen und wieder reinkamen – aufgeschürft, verschwitzt, hungrig –, stand etwas Warmes auf dem Tisch. Etwas Süßes. Etwas, das nach zu Hause roch.

Einmal, als wir uns fertig machten, in den Wald zu gehen, hielt sie uns an der Tür auf. Nicht streng. Eher bei-läufig, wie jemand, der nebenbei etwas fallen lässt, das schwerer ist, als es klingt.

»Buben«, sagte sie und rührte in ihrem Milchkaffee. »Wenn ihr unterwegs Geschichten hört über andere – über den einen oder die andere –, dann versucht euch selber einen Eindruck zu verschaffen.« Wir nickten, wie Kinder nicken, wenn sie rauswollen und eine Großmutter im Weg steht. Aber der Satz blieb. Er blieb, weil er stimmte. Weil ich später, in anderen Räumen, in anderen Gesprächen, in anderen Welten, immer wieder erlebte, wie Menschen über andere sprachen und dabei mehr über sich selbst verrieten als über denjenigen, über den sie redeten. Gerüchte, sagte meine Großmutter, seien das größte Gift in einer Gemeinschaft. Sie hatte recht. Im Dorf. In der Firma. Überall.

Das andere, das sie uns mitgab, war eine Regel für den Abend. Wir spielten oft bis zur letzten Minute im Wald. Bis die Sonne hinter den Bäumen verschwand und das Licht golden wurde und dann orange und dann blau. Es war immer der schönste Moment des Tages. Es war immer der Moment, in dem man aufbrechen musste,

weil der Weg den Schindelgraben hinunter im Dunkeln rutschig war, voller Wurzeln und Steine.

Einmal, als wir wieder zu spät kamen und atemlos in die Küche platzten, die Schuhe voller Dreck, die Hosen zerrissen, stand sie da. Die Kanne in der Hand. Das Licht der Petroleumlampe auf ihrem Gesicht. Und sie sagte nur:

»Wenn es Zeit ist, zu gehen, dann ist es Zeit, zu gehen. Auch wenn es gerade am schönsten ist.«

Mein Bruder Klaus sagte: »Aber Oma, es war so –«

»Ich weiß«, sagte sie. »Es war schön, es ist vorbei. Es ist, wie es ist, und so wie es ist, so ist es.«

Dann stellte sie die Kanne auf den Tisch und goss uns einen Milchkaffee ein. Für jeden. Ohne zu fragen. Auch für Klaus, der eigentlich noch zu jung war. Aber bei der Oma gab es keine Altersbeschränkung für Milchkaffee. Es gab nur den Tisch, die Kanne, die Wärme und die Stille danach.

Ich gehe heute noch manchmal zum Schindelgraben. Das Baumhaus ist längst verrottet. Den Marterpfahl hat sich der Wald zurückgeholt. Der Bach ist noch da, nur kleiner, als ich ihn in Erinnerung hatte. Oder ich bin größer geworden. Wahrscheinlich ist beides der Fall. Aber wenn ich dort stehe, zwischen den steilen Hängen, und dem Wasser zuhöre, dann höre ich auch die anderen Stimmen. Die der Kinder, die wir waren. Harrys Messer, das in die Rinde schnitt. Edis Lachen, wenn er jemanden in den Bach schubste. Petras Fragen, die alles auf den Kopf stellten. Die Stimme meiner Großmutter, die am

Türrahmen lehnte und Sätze sagte, die ein halbes Jahrhundert später noch tragen.

Welchen Wolf fütterst du? Nicht gestern. Nicht morgen. Sondern heute. Bei dieser Begegnung. Bei dieser Entscheidung. Bei diesem Wort, das du gleich sagst oder nicht sagst. Es kommt nicht darauf an, dass beide Wölfe in dir wohnen. Das tun sie bei jedem. Es kommt darauf an, welchem du zu fressen gibst.

Meine Großmutter hätte es einfacher gesagt. Sie hätte gesagt: »Schau immer, dass du ein anständiger Mensch bleibst.« Dann hätte sie sich noch eine Tasse eingeschonkt. Mit der Haut oben drauf, die sie so liebte. Wahrscheinlich mehr Milch als Kaffee.

Der Sandkasten und seine Lehren

*Alles, was ich über Teamarbeit weiß, habe ich gelernt,
bevor ich wusste, was das Wort bedeutet.*

Die Sandkiste in Liebenau war kein Spielplatz im modernen Sinn. Kein Fallschutz, kein TÜV-Siegel, kein weiches Gummi unter den Füßen. Es war ein Kasten voller Sand, umgeben von einer Mischung aus Mühlviertler Rasen, Granitsteinen und etwas Erde dazwischen, und er lag direkt neben dem Klettergerüst, das leicht rostig war und keine Absturzmatte hatte. Auf der einen Seite Holz, auf der anderen Schotter. Heute hätte dort kein Mensch ein Kind hingelassen. Wir liebten es einfach.

Die Rollen waren klar verteilt, auch wenn wir das Wort »Rolle« noch nicht kannten. Wir und unsere vier- bis sechsjährigen Freunde, immer beisammen, immer bereit für das nächste Abenteuer. Ich, Oskar, war die Quasseltüte und der kreative Geist – was nicht immer für alle gut war, weil ich ständig neue Dinge ausprobieren wollte und ständig redete. Wahrscheinlich habe ich das aus meiner Kindheit mitgenommen, dass ich heute noch versuche, einmal im Jahr etwas komplett Neues zu machen.

Der starke Edi mit dem Mechanikerpapa und den frühen Muskeln war perfekt, um das Wasser zu holen, die

Kübel zu schleppen und schwere Steine für die Burgmauer heranzutragen.

»Edi, Wasser!« rief ich.

»Hol's dir selber«, sagte Edi und ging trotzdem.

Als Letzter wurde übrigens immer der Hannes gewählt. Warum? Keine Ahnung. Weil er eben noch da war. Irgendwo musste er ja mitspielen. Das ist die brutale Ehrlichkeit von Kindermannschaften – und ihre stille Gnade: Mitspielen durfte am Ende jeder.

Dann war da unsere Burg. Genauer gesagt: unsere Wasserburg. Denn hektisch gebaut, mit viel zu viel Wasser und viel zu großen Kübeln, begann auf Ebene drei jedes Mal das gleiche Drama. Der Burgkopf stürzte um, riss auf Ebene zwei eine Riesenscharte, das Wasser tropfte hinunter – und zerstörte schlussendlich Ebene drei, zwei und eins. In dieser Reihenfolge. Man könnte sagen: mehr Wasser als Sand, mehr Burggraben als Burg.

Aber – und das habe ich erst viel später verstanden – die eingestürzten Teile waren wieder wunderbar zu verwenden. Der nasse Sand war herrlich weich, und daraus ließen sich die schönsten Straßen und Wassergräben formen. Alles im Leben hat seinen Sinn. Auch wenn es im ersten Moment nach einem Riesengatsch aussieht.

Mein Bruder Klaus hatte die Gabe, andere für seine Ideen zu begeistern und sie mitzureißen. Klaus tänzelte mehr herum und pff, als dass er arbeitete.

Harry, der Nachbarsjunge, der kam vom Bauernhof. Der war cool. Zu allem einsetzbar. Der hatte immer alles mit, was man brauchte, egal ob Zange oder Kübel.

Das Tannermoor

*Zwölftausend Jahre alt und kein bisschen eilig.
Dieser Ort weiß etwas, das wir vergessen haben.*

»Das ist mein Platz«, sagte meine Mutter immer, wenn wir zum Tannermoor fuhren. »Der Platz, wo ich hingeh, um bei mir zu sein.«

Als Kind habe ich den Satz nicht verstanden. Warum braucht jemand einen Platz, um bei sich zu sein? Ist man nicht immer bei sich? Heute weiß ich, dass man es nicht ist. Dass man Tage, Wochen, manchmal Monate neben sich hergehen kann, ohne es zu merken, dass es Orte gibt, die einen zurückbringen. Zu sich selbst.

Unweit von meinem Elternhaus liegt ein Ort, der zwölftausend Jahre alt ist und sich nicht die Bohne darum schert, dass wir es eilig haben. Das Tannermoor. Ein Hochmoor auf über neunhundert Metern, das größte seiner Art in Österreich und ein Platz, der so tut, als wäre die Eiszeit erst gestern zu Ende gegangen.

Wir gingen als Familie dorthin. Nicht als Ausflug, sondern einfach so. Weil es schön war. Weil es still war. Weil mein Vater uns dort etwas beibrachte, das in keinem Lehrplan stand.

Einmal, ich war vielleicht sieben oder acht, waren die Oma und ich allein dort unterwegs. Zwischen den Moorbirken lagen Granitsteine in der Sonne, überwachsen von Heidelbeeren und Krankelbeeren, wie die Oma sie

nannte, das waren die Preiselbeeren. Sie bückte sich, um zu pflücken, griff hin – und dann ging alles ganz schnell.

Die Kreuzotter lag auf dem aufgeheizten Stein. Für uns unsichtbar. Erst als die Oma hingriff, schnappte sie zu.

Die Oma schrie kurz auf, ich schrie viel lauter. Die Schlange hatte sich wahrscheinlich mehr vor uns erschreckt als wir vor ihr, sie war sofort weg. Aber die Oma hatte ein schmerzverzerrtes Gesicht, und man sah die zwei Einstiche am Handrücken.

Ich hatte richtige Angst. Die Situation war neu, und wenn man zum ersten Mal in einer Lage steckt, in der man noch nie war, kann man sie nicht einschätzen. Ich war panisch, schrie herum.

Die Oma blieb ruhig. Sie versuchte sofort, das Gift mit dem Mund herauszuziehen. Dann ging sie runter zum Moorsee, benetzte ihr Taschentuch mit Wasser und wickelte es um die Hand, die allmählich anschwell.

»Oskar«, sagte sie, »beruhig dich. Alles gut. Jetzt gehen wir nach Hause.«

Wir machten uns auf den Weg. Ich konnte meinen Blick nicht von Omas Hand lassen. Aber sie ging ruhig, Schritt für Schritt, als wäre nichts gewesen. Zu Hause hat sie das Taschentuch gewechselt, die Hand hochgelegt und Milchkaffee gekocht. Für uns beide. Die Schlange hat keinen bekommen.

Ich habe an diesem Tag gelernt, was Ruhe in einer Krise bedeutet. Nicht die Abwesenheit von Angst. Sondern die Fähigkeit, trotz der Angst den nächsten Schritt zu machen.

Wer durchs Feuer will, muss sich umdrehen

Es gibt Ideen, die klingen beim Aussprechen schon so, als hätte man sie besser für sich behalten. Einen Feuerlauf zu machen, zum Beispiel. Barfuß über glühende Kohlen zu laufen, bei sechshundert Grad, nachts, im Freien. Das ist so eine Idee. Man hört sie, und etwas in einem sagt sofort: Das ist nicht vernünftig – gleichzeitig sagt etwas anderes: genau deshalb.

Ich hatte mir irgendwann vorgenommen, einmal im Jahr etwas zu tun, das ich vorher noch nie getan hatte. Nichts Großes notwendigerweise. Aber etwas, bei dem ich nicht wusste, wie es ausgeht. Etwas, das mich zum Anfänger machte. Weil ich gemerkt hatte, dass man in der Routine des Alltags langsam vergisst, wie sich Anfangen anfühlt. Wie sich Unsicherheit anfühlt. Wie sich der Moment anfühlt, in dem man noch nicht weiß, ob man kann, was man gleich versuchen wird.

In diesem Jahr war die Idee: ein Feuerlauf. Weil ich offenbar der Meinung war, dass man solche Dinge nicht allein tun sollte, hatte ich meine Familie mitgenommen. Meine Frau. Unsere beiden Jungs. Eine besondere Erfahrung, gemeinsam.

Meine Frau schaute mich an, wie sie mich manchmal anschaut, wenn sie sich nicht sicher ist, ob ich einen sehr guten oder einen sehr schlechten Einfall hatte. Die Jungs waren begeistert. Sie waren in einem

Alter, in dem Feuer grundsätzlich eine gute Nachricht war.

Der Mann, der uns anleiten sollte, war von der Sorte, die einem mit ruhiger Stimme Dinge erklärte, bei denen man eigentlich laut schreien wollte. Er stand vor uns, lächelte und sagte, dass wir zuerst eine kleine Aufwärmübung machen würden. Aufwärmen. Wie vor dem Fußball. Klingt harmlos.

Dann nahm er ein paar leere Glasflaschen und schmiss sie vor unseren Augen auf den Boden. Das Glas zerbarst in hundert Stücke. Scharfe, spitze, glänzende Scherben, die im Sonnenlicht wie ein böser Teppich funkelten. Meine Frau sah mich an. Ich sah die Jungs an. Die Jungs sahen die Scherben an.

»Bevor wir ins Feuer gehen«, sagte der Mann mit derselben Ruhe, mit der andere das Wetter kommentieren, »sollten wir erst einmal unsere Schnittfestigkeit überprüfen.«

Schnittfestigkeit. Als wäre das ein Wort, das man im normalen Leben benutzte. Ich dachte an die Pflaster im Auto. An die Notaufnahme. An den Satz meiner Frau, der mit Sicherheit kommen würde, und der mit »Ich hab's ja gewusst« begann. Aber dann passierte etwas, das ich nicht erwartet hatte. Der Mann sprach über Achtsamkeit. Nicht das Wort aus den Ratgebern, das man inzwischen an jeder zweiten Ecke hörte. Sondern die Sache selbst. Die Aufmerksamkeit. Das genaue Hinspüren. Die Verbindung zwischen dem, was der Kopf denkt, und dem, was der Fuß tut.

Das schwarze Eisen und der weiße Stahl

Ich war mir sicher, alles zu wissen.

Bis ein alter Mann eine einzige Frage stellte.

Allein das Hineinfahren ins Stahlwerk war etwas, das man nicht vergisst. Der Geruch kam zuerst. Koks, heißes Metall, verbrannte Luft. Ein Geruch, der sich in die Kleidung fraß und den man abends noch roch, wenn man längst zu Hause war. Dann der Blick: links der Hochofen, ein schwarzer Riese, der Tag und Nacht brannte, seit Jahren ohne Unterbrechung, weil ein Hochofen, der einmal erlischt, stirbt. Das lodernde Feuer war keine Dekoration. Es war die Grundlage von allem. Aus rohem Gestein wurde hier flüssiges Eisen, bei fünfzehnhundert Grad, und aus dem Eisen wurde Stahl. Das schwarze Erz wurde weiß. Unreines wurde rein. Schlacke wurde abgeschieden, und was übrigblieb, war ein Werkstoff, aus dem man Brücken, Häuser und Maschinen bauen konnte.

Eine archaische Welt. Feuer, Stein, Metall, Hitze. Eine Welt, in der die Elemente nicht in Büchern standen, sondern körperlich spürbar waren. In der man den Boden vibrieren spürte, wenn der Abstich kam – der Moment, in dem das flüssige Eisen aus dem Ofen strömte, leuchtend wie ein zweiter Sonnenaufgang, und die Arbeiter davorstanden wie Priester vor einem Altar. Hier wurde nicht nur gearbeitet. Hier wurde Wirklichkeit geformt.

An einem meiner ersten Tage im Voest-Stahlwerk schlenderte ich zwischen den großen Stahlbunden hindurch, die für die deutsche Automobilindustrie bestimmt waren. Riesige Rollen, tonnenschwer, aufgereiht wie schlafende Tiere. Plötzlich wandten sich mir zwei strahlend grüne Augen zu, eingebettet in ein komplett schwarzes Gesicht.

Gärre, der Stahlarbeiter. Sein Gesicht war schwarz vor Staub und Eisenerz, von oben bis unten in der »Firstkluft«, wie es dort so schön hieß. Dann lachte er – und dieses Bild vergesse ich nie: das schwarze Gesicht, die grünen Augen, die strahlend weißen Zähne. Es sah aus wie ein riesiger Smiley.

Wir kamen ins Gespräch und ich staunte. Der Mann wusste alles. Über den Stahl, über die Anlagen, über die Abläufe, über Dinge, von denen ich nicht einmal wusste, dass man sie wissen konnte. Ein höchst intelligenter Kopf, verkleidet als schwarzer Riese, vollbedeckt mit Staub, aber voller Freude in den Augen. Wenn man ihn so sah, hätte man nie gedacht, dass hier ein Denker vor einem steht. Genau das war die erste Lektion, die mir das Stahlwerk beigebracht hat, noch bevor ich meinen ersten Ordner aufgeschlagen hatte: Beurteile einen Menschen niemals danach, wie er aussieht. Die klügsten Köpfe tragen manchmal die schwärzesten Gesichter.

In diesem Umfeld durfte ich als junger HTL-Absolvent mein erstes Projekt leiten.

Ich war voll des Mutes. Gut ausgebildet, gut vorbereitet, voller Begeisterung. Die Elektrotechnik für einen

AKT II

Was das Leben lehrt

Der entscheidende Moment

Es war ein Montag, aber nicht irgendeiner, sondern ein Tag, auf den man monatelang hinarbeitete, auf den man Pläne stapelte und den Vorfreude durchdrang und diese besondere Nervosität, die man empfindet, wenn etwas Großes beginnt. Wir wollten unser Haus bauen. Um elf Uhr sollte der Bagger kommen. Die ganze Familie war angereist, um beim Baustart mitzuhelfen. Meine Frau, die Eltern, die Geschwister. Alle da. Die Sonne schien, als hätte sie den Termin im Kalender gehabt.

Das Schönste an allem war, dass sieben Wochen zuvor unser kleiner Sohn Stefan das Licht der Welt erblickt hatte. Quietschvergnügt, mit lauter Stimme und kräftiger Statur. Eines dieser Kinder, die schon beim ersten Schrei klangen, als wollten sie sagen: Ich bin da, und ich habe vor, zu bleiben.

Es war alles angerichtet. Das Grundstück. Die Familie. Das Kind. Das Leben, wie man es sich erträumte. Nur mussten wir vorher noch eine Sache erledigen. Eine Routine. Die nächste Untersuchung im Landeskrankenhaus. Etwas, das man schnell abhakt, bevor der eigentliche Tag beginnt.

Der Arzt bemerkte, dass ich nervös war. Nicht die Sorte nervös, die man bei einer Untersuchung hat, sondern die aufgekratzte, glückliche Nervosität von jemandem, der es kaum erwarten konnte, dass der Tag endlich losging. Er

fragte mich, warum, und ich erzählte ihm von dem Haus. Von dem Bagger. Von der Familie, die schon am Grundstück stand. Dass es ein ganz besonderer Tag sei. Ein entscheidender Tag für unsere kleine Familie.

Er gratulierte und untersuchte währenddessen unseren Sohn.

Dann wurde es still.

Nicht die Stille, die entsteht, wenn jemand nachdenkt, sondern die andere. Die, bei der man sofort spürt, dass etwas nicht stimmt, noch bevor ein Wort fällt, noch bevor der Blick sich verändert. Man spürt es im Raum. Man spürt es im Magen. Man spürt es an der Art, wie der Arzt den weißen Ultraschallkopf absetzt – leise, mit Bedacht.

Er schaute langsam auf, bat uns, uns hinzusetzen.

Sein Satz war kurz. Dafür umso einprägsamer.

»Ich habe leider eine schlechte Nachricht. Ihr kleiner Sohn hat einen Fallot'schen Herzfehler. Er muss dringend operiert werden.«

Ich fragte nach den Chancen. Er sagte: »Herr Kern, das ist ein falscher Zeitpunkt, nach Statistik zu fragen. Glauben Sie mir, wir werden alles tun.« Die Fallot-Tetralogie ist ein angeborener Herzfehler, der aus vier Hauptmerkmalen besteht: einem Loch in der Kammerscheidewand, einer Verengung der Lungenschlagader, einer falsch platzierten Hauptschlagader und einem verdickten rechten Herzmuskel. Das war die Botschaft, und was für eine! Innerhalb von vierundzwanzig Stunden bekamen wir einen Termin im Kinderherzzentrum Linz – dort befand sich,

Die Mythen von La Gomera, der Shaolinmönch und ich

Er hieß Johannes, und er ist leider nicht mehr unter uns. Im blauen Wollpulli, mit einem dünnen goldenen Schal, der Stoppelfrisur und diesen großen Augen voller Ruhe. Tai-Chi-Zen-Meister, Shiatsu-Praktiker, Musikwissenschaftler, Dirigent und Arzt. Sein Satz: »Wenn du etwas Neues erfahren willst, musst du zuhören. Denn das, was du zu erzählen hast, weißt du schon.«

Die Spinne, die er mir zeigte, hatte einen Körper wie ein polierter Granitstein – weiß, schwarz und braun gesprenkelt, mit schwarzen Härchen auf jedem Bein. Als er mir die Hand auf die Schulter legte, schaltete sich ein Sicherheitsgefühl ein, wie es Eltern Kindern geben.

Abends Paella in einem Garten, wo die Bananen herunterhingen und das Meer rauschte. Gespräche ohne Funktionen – nur: Warum bist du hier?

Beim Abschied sagte Johannes: »Oskar, du erkennst das Wesentliche, zeigst klare Wege und wirkst.« Danke, Johannes. Danke, dass es dich gab.

Wir kamen am Flughafen an, wie man eben ankommt, wenn man aus einem Leben kommt, in dem alles schnell gehen muss. Schnell aus dem Flieger. Schnell das Gepäck holen. Schnell noch eine Kleinigkeit essen. Schnell ins Taxi. Schnell ins Hotel. Schnell frischmachen.

Schnell zum Abendessen. Es war eine Kette aus schnell, die irgendwann gar nicht mehr auffällt, weil man sie für normal hält.

Am Ausgang stand ein kleiner Mann mit einem großen, runden, lachenden Gesicht. Er hatte Knopfaugen und die Hände vor dem Bauch gefaltet, als hätte er alle Zeit der Welt, und die hatte er offenbar auch. Er schaute uns an, wie wir auf ihn zuhetzten mit unseren Koffern und unserer Eile, und dann passierte etwas Unerwartetes. Er lachte. So herzlich, dass es ihm eine Träne aus dem Augenwinkel drückte. Nicht über uns. Oder doch über uns. Aber nicht böse. Eher so, wie jemand lacht, der etwas Komisches sieht, das die anderen noch nicht bemerkt haben.

»Ich heiße euch herzlich willkommen«, sagte er. Dann machte er eine Pause, die sich anfühlte wie eine halbe Ewigkeit, und sagte: »Ihr kommt von dort, wo man schnell in die Arbeit geht. Schnell eine Kleinigkeit isst. Schnell einen Freund trifft. Dann schnell am Abend erschöpft ins Fitnesscenter geht. Dann schnell noch einen Drink nimmt an der Bar. Dann schnell nach Hause fährt, um rechtzeitig das Champions-League-Spiel zu sehen.« Er lachte wieder. »Ich möchte euch hier eines wegnehmen. Die Geschwindigkeit. Die Ablenkung.«

Die Ablenkung, sagte er, das seien diese kleinen Taschenlampen, die wir immer eingesteckt hätten, mit denen man auch telefonieren könne. Er meinte unsere Handys. Wir waren an einem Ort, wo zum Glück das Außen dafür sorgte, dass keines davon funktionierte.

Der richtige Weg

»Wohin geht's?«, fragte mein Vater, wenn ich als Kind irgendwohin loswollte.

»Weiß ich noch nicht«, sagte ich.

»Gut«, erwiderte er. »Dann findest du's unterwegs heraus.«

Manchmal fährt man eine Straße entlang und weiß genau, wo sie hinführt. Das ist bequem. Man kennt die Kurven, man kennt die Steigungen, man tritt in die Pedale und kommt voran. Links und rechts die Hügel, unter einem der Asphalt, über einem der Himmel. Alles aufgeräumt. Alles vorhersehbar. Genau so, wie man es gelernt hat: Bleib auf der Straße. Bleib innerhalb der Leitplanken. Fahr ordentlich am Rand. Wenn du schneller sein willst, schalte einen Gang hoch.

Ich war an diesem Tag mit dem Rad unterwegs, irgendwo im Waldviertel, unweit von Langschlag. Es war einer dieser Tage, an denen man nichts vorhatte, aber trotzdem fuhr. Hügel rauf, Hügel runter, die Tritte gleichmäßig, der Kopf irgendwo zwischen leer und beschäftigt. Die Straße war schön. Perfekt asphaltiert, sauber markiert, genau die richtige Breite. Ich hätte sie von links nach rechts ausnutzen können, die ganze Fahrbahn, einfach cruisen. Aber natürlich tat ich das nicht. Man bleibt am Rand. So sind die Regeln, so haben wir es gelernt.

Dann, in einer Kurve, passierte etwas. Ich sah im Augenwinkel ein Leuchten. Auf der anderen Seite einer

Lichtung, dort wo der Wald wieder dichter wurde, blitzte die Sonne durch die Bäume und traf irgendetwas, das zurückfunkelte. Nur eine Sekunde. Ein Sonnenstrahl, der zwinkerte. Eigentlich nichts, aber irgendetwas in mir konnte nicht anders.

Ich bremste. Am denkbar dümmsten Punkt, den es gibt: vor einer Kurve, auf einer Landstraße, mitten im Nichts – dann stand ich da. Abseits der Straße. Neben dem Weg, wie man so schön sagte. Vor mir ein kleiner Pfad, der in den Wald hineinführte. Nicht breit, nicht markiert, nicht einladend. Eher so, als hätte ihn jemand vor langer Zeit benutzt und seither vergessen.

Das Fahrrad, das eben noch so perfekt zur Straße gepasst hatte, wurde zum Problem. Auf diesem Pfad war es nutzlos. Für die Straße war es hervorragend designt – schneller treten, höheren Gang einlegen, noch schneller ankommen, noch schneller weiterfahren, noch schneller dort sein, wo man nicht weiß, wo es hingeht. Hauptsache schnell. Hier war Schluss damit. Ich konnte es nicht mitnehmen. Also versteckte ich es hinter einer Holzhütte am Waldrand und begann zu gehen.

Die ersten zweihundert Meter waren enttäuschend. Das, was von der Straße aus so verlockend ausgesehen hatte, endete in einem finsternen Waldstück, durch das kaum Licht fiel. Der Pfad verschwand fast unter dem Laub. Ich überlegte, umzudrehen, denn das tut man oft, wenn das Neue nicht sofort hält, was es versprochen hat. Aber ich ging weiter. Nicht aus Überzeugung, eher aus Trotz.

Der Teufel hat nicht das letzte Wort

Es gibt Orte, die sehen auf den ersten Blick aus wie ein Sonntagsausflug und entpuppen sich als etwas, das man nicht mehr vergisst. Der Teufelsgraben in Seeham, im Salzburger Seenland, ist so ein Ort. Ich bin mit einer Gruppe dorthin gefahren, auf einer meiner Impulsreisen, und hatte eine wildromantische Schlucht erwartet, ein bisschen Natur, ein bisschen frische Luft, vielleicht eine Jause am Ende. Was ich bekam, war etwas anderes.

Wenn man in diesen Wald eintritt, merkt man sofort, dass hier andere Regeln gelten. Die Bäume sind so hoch, dass man den Kopf in den Nacken legen muss, um ihre Kronen zu sehen. Das Sonnenlicht fällt in Streifen durch das Blätterdach und trifft den moosigen Boden so, als hätte jemand Scheinwerfer aufgestellt. Rechts rauscht ein Bach, links steigt der Hang steil an, voller Farne, Wurzeln und Felsformationen, die aussehen, als hätte ein Riese sie hingeworfen und vergessen.

Der Weg ist schmal und nie gerade. Er biegt und windet sich, er wechselt die Seite. Genau das hat mich sofort an etwas erinnert: Das Leben ist auch nie gerade. Der Weg bietet immer wieder die Möglichkeit, den Bach über eine kleine Holzbrücke zu überqueren oder doch mittendurch zu waten. Man kann links gehen oder rechts. Es ist nie klar, welche Seite die richtige ist. Es wechselt ständig.

Das ist vielleicht das Erste, das man im Teufelsgraben lernt: Hör auf, den geraden Weg zu suchen. Den gibt es hier nicht. Draußen auch nicht. Oder wie man bei uns sagt: »A Umweg is a a Weg, manchmal sogar der schönere.«

Weiter in der Schlucht, dort, wo die Felsen enger zusammenrücken und das Rauschen lauter wird, kommt man zum Wildkarwasserfall. Dort muss man stehen bleiben. Nicht weil ein Schild es sagt, sondern weil der Körper es tut. Das Wasser fällt über eine Felskante in ein Becken, das so grün und so klar ist, dass man meint, durch eine Zeitschleuse gefallen zu sein. Die Gischt steigt auf, die Luft schmeckt nach Moos und Stein, und die Kraft des Wassers ist so spürbar, dass man sie in der Brust fühlt.

Hier, so die Sage, hat sich einmal der Teufel niedergelassen. Ehrlich gesagt wundert mich das nicht. Wenn ich der Teufel wäre und mir einen Platz aussuchen dürfte, würde ich auch diesen nehmen.

Die Geschichte geht so: Nach einem gewaltigen Unwetter hörten ein Müller und ein Kugelmüller unheimliche Geräusche aus dem Bach. Jauchzen, kreischen, johlen. Sie gingen der Sache nach und trafen am Wasserfall auf eine mächtige Gestalt – den Teufel selbst, der den Wasserfall hinabrutschte und von ihnen ihre Seelen verlangte. Jeder vernünftige Mensch wäre weggelaufen. Aber die beiden waren nicht vernünftig. Sie waren klug. Mit einer selbstgebauten Schleuder überlisteten sie ihn, bis er verschwand und nur seinen Fußabdruck im Gestein zurückließ.

Der Steinbruch und die Familie

Ich hielt einen schwarzen Stein in der einen Hand und einen weißen in der anderen. Und plötzlich verstand ich etwas über die Liebe.

Bei einer Einladung zum Abendessen faszinierte mich eine besondere Steinskulptur im Zentrum des Hauses. Ich schaute sie an, drehte mich zu Petra und sagte: »Das kann ich selber auch.« Petra schaute zurück und dachte sich wahrscheinlich ihren Teil. Aber ich meinte es ernst.

Es war wieder einmal so weit, etwas zu tun, das ich vorher noch nie getan hatte. Diesmal keine Scherben, kein Feuer, keine Steilklippe. Diesmal ein Steinbruch.

Gesagt – getan. Keine zwei Wochen später fuhr ich Serpentine hinauf, durch einen wildromantischen Wald, der dichter wurde, je höher man kam. Dann öffnete sich das Grün, und vor mir lag er: der Steinbruch am Untersberg. Weißer Marmor, so weit das Auge reichte. Riesige Blöcke, glatt geschnitten, manche so groß wie ein Haus. Dazwischen Sägemaschinen, Bagger, der Staub feinen Steinmehls in der Luft. Für jemanden wie mich, der Steine liebt – und ich liebe Steine, seit ich als Kind die Granitbrocken im Mühlviertel gesammelt habe –, war das ein Paradies.

Es war nicht mein erster Steinbruch. Jahre zuvor hatte ich für den Steingarten in Liebenau im Mühlviertel

Granit geholt. Ein Tag mit schlechtem Wetter, keine Sprengungen, kein Betrieb. Ich durfte mich allein bewegen in diesem riesigen Haufen aus groben Mühlviertler Granit. Beim Aussortieren wird man, wie im Leben auch, mit jedem Stein ein Stück mutiger. Zuerst begnügte ich mich mit den Brocken am Fuße des Steinbergs. Doch dann sah ich weiter oben etwas besonders Großes, besonders schön Glitzerndes. Den für mich perfekten Granit.

Also kletterte ich hoch, obwohl es rutschig war. Obwohl die Schuhe für diese Arbeit ungefähr so geeignet waren wie Hausschuhe für eine Bergtour. Als ich den Stein ergriff und voller Freude an meine Brust nahm, passierte das, was im Leben öfter passiert, wenn der Leichtsinn seinen Lauf nimmt: Es zog mir den Fuß weg. Ich stürzte in die Felsen, versuchte reflexartig, mich abzustützen, warf instinktiv den Stein weg – und blieb mit dem Daumen an einer scharfen Granitkante hängen. Mühlviertler Daumen gegen scharfkantigen Granit: Es ist ziemlich klar, wie das ausgeht.

Es blutete ordentlich. Ich stoppte die Blutung, so gut es ging, fand ein altes T-Shirt im Auto und verband mir damit die Hand. Zu Hause angekommen, konnte mein Vater nur schmunzeln und ungläubig schauen: Der Oskar hat wieder einmal versucht, die ganz großen Ziele zu erreichen.

Aber ich war in guten Händen. Die Christl und der Fritz waren ja nicht nur bei der Post, sondern auch Sanitäter beim Roten Kreuz. Ich bekam eine erstklassige

AKT III

Mensch bleiben

Flieg wie ein Falke

*Mein Vater gab mir einmal ein Bild. Es war ein Falke.
Ich trage es seither bei mir.*

Es war ein eisig kalter Wintermorgen, als wir vor dem Vierkanthof standen. Irgendwo im nördlichen Waldviertel, abgelegen, wildromantisch, von dem Schnee umgeben, der in dieser Gegend nicht als Dekoration fällt, sondern als Tatsache. Die Mauern des Hofes waren dick und alt, das Dach niedrig, und vor dem großen alten Holztor war es so still, dass man das Knirschen der eigenen Schuhe im Schnee als Lärm empfand.

Wir klopfen. Und es öffnete uns ein Mann, der sofort etwas auslöste, das ich schwer in Worte fassen kann. Keine Eile. Kein Aufhebens. Kein geschäftiges Willkommen. Nur eine Ruhe, die so tief war, dass sie an den Shaolinmönch erinnerte, dem ich in meinem Leben begegnen durfte. Nur dass dieser Mann kein Mönch war, sondern Falkner.

Friedrich hieß er. Kahler Kopf, weißer Weihnachtsmannbart, ein Grinsen von links nach rechts, Ruhepuls gefühlt vierzig. Groß und mächtig. Am Hof auch seine Frau mit ihren Windhunden – das Graziöse neben dem Mächtigen. Wahrscheinlich ist »Falkner« das falsche Wort für das, was er war. Menschenkenner wäre besser. Menschenfreund vielleicht. Oder am besten: Jemand, der ein Gespür hat für die Situation, für die Ruhe und

für den richtigen Moment – ein Gespür, das man nicht lernt, sondern das man sich über Jahre erarbeitet, in der Stille, im Umgang mit Tieren, die keinen Respekt vor Titeln haben.

Wenn man seinen Hof betrat, hatte man das Gefühl, es gäbe keine Zeit. Oder anders gesagt: Zeit hatte dort das Geld ersetzt. Hier ging es nicht um Profit. Hier ging es um etwas, das älter war als jede Währung. Um die Falknerei. Die edelste aller Jagdformen, wie Friedrich sagte. Eine Praxis, die von der UNESCO als lebendiges Kulturerbe anerkannt ist. Nicht weil sie nützlich wäre im modernen Sinn, sondern weil sie etwas bewahrt, das die moderne Welt fast vergessen hat: das Verhältnis zwischen Mensch und Tier, das auf Vertrauen beruht, nicht auf Besitz.

Friedrich führte uns in den ehemaligen Stall, in dem es kühl war und still. Dort, auf einer gepolsterten Stange, saß er. Der Falke. Weiß und grau gesprenkelt, mit einem Gefieder, das so perfekt gezeichnet war, als hätte jemand jede Feder einzeln gemalt. Die Krallen scharf, fest um die Stange geschlossen. Und auf dem Kopf eine kleine Lederhaube, die ihm die Augen verdeckte.

Ich starrte ihn an. Der Falke ist das schnellste Lebewesen der Erde. Über dreihundert Stundenkilometer im Sturzflug und er saß da, reglos, mit einer Würde, die mich berührte. Nicht ängstlich. Nicht nervös. Einfach da. Wartend. Bereit. Fokussiert.

»Die Haube«, sagte Friedrich, als hätte er meine Frage gehört, bevor ich sie stellte, »ist nicht dazu da, ihn zu kontrollieren. Sie gibt ihm Ruhe. Wenn er die Welt nicht

Die Feuerstelle

*Es gibt Orte, an denen die besten Gespräche entstehen.
Keiner davon hat einen Besprechungstisch.*

Vollmond am Wallersee. Petra sagte: »Schau dir das an. Die Berge und der Mond im Wasser.« Und ich sagte: »Averna?« Sie lachte: »Ja, aber mit viel Eis und Zitrone.« Die Sonne ging gerade unter, und über dem Wasser stand dieser riesige weiße Mond, als hätte ihn jemand dort aufgehängt, um zu beweisen, dass die Natur jedes Bühnenbild schlägt. Wir waren zu viert – unsere Freunde Sandi, Chrisi, Petra und ich. Mit einer Kühlbox und unserem Kult-Lieblingsgetränk: Averna mit ganz viel Eis und einem Schuss Zitrone. Die Ruhe im Kreise von Freunden – die alten Römer hätten gesagt, das hat etwas von einem Lebenselixier. Ein Krafttrunk.

Wir waren an der Mündung der Fischach, dort, wo sich der Bach durch ein kleines Dickicht schlängelt und der Eindruck entsteht, man sei in einer Miniaturversion von Amsterdam oder Klein-Venedig gelandet. Nur stiller. Und ohne Touristen.

An dieser Mündung, unweit der Schleuse, gibt es einen Platz, der vom Mondlicht so durchflutet war, dass man kein anderes Licht brauchte. Genau dort beschlossen wir, ein Lagerfeuer zu machen.

Nicht irgendein Feuer, sondern eines, das einen Zweck hatte, der sich nicht in Worte fassen lässt, bevor

man ihn erlebt hat. Ein Feuer, um in die Ruhe zu kommen. Was komisch klingt – Feuer und Ruhe, das scheint nicht zusammenzugehören. Aber wer einmal an einem Lagerfeuer gesessen hat, weiß, dass es keinen stilleren Ort gibt als den Kreis, der sich um eine Flamme bildet.

Chrisi hatte wie immer perfektes Feuerholz im Rucksack, Sandi das leibliche Wohl – Avena, Eis und Zitrone. Am Platz angekommen, schichteten wir die Holzscheite gemeinsam auf. Zu einem kleinen Turm, sorgfältig, Stück für Stück. Schon beim Aufschichten entstand etwas, das ich aus keiner Besprechung kannte: eine gemeinsame Aufmerksamkeit, die auf eine einzige Sache gerichtet war. Kein Handy. Keine Agenda. Kein Zeitdruck. Nur Holz, Hände und die Frage, ob man ein Feuer auch von oben anzündete oder von unten.

Wir entschieden uns für einen Kamin und er brannte wunderbar.

Als die ersten Scheiter knackten, erinnerte ich mich an einen Nachmittag mit Stefan und meinem Vater. Stefan war vielleicht dreizehn, und Fritz hatte ihn mit zur Holzhütte genommen, Scheiter holen für den Ofen. Aber die Buchenscheiter waren zu groß. Also mussten sie gespalten werden. Stefan nahm die Axt, stellte sich hin – zack. Die Axt flog einen Hauch am Scheit vorbei. Das Scheit stand da. Groß, mächtig, aufrecht. Als wollte es sagen: So nicht mit mir.

Ich ging zu ihm und sagte: »Stefan, manchmal ist es gut, wenn man bei einer neuen Aufgabe einen Moment innehält. Stell dich hin. Schau auf die Mitte des Scheits.

Den Stein aus der Hand geben

Nicht alles, was du lange getragen hast, war dafür bestimmt, für immer bei dir zu bleiben.

Mein Vater sagte einmal: »Weißt du, Oskar, man kann im Leben nicht alles festhalten. Wenn du beide Hände voll hast, kannst du nichts Neues aufheben.«

Loslassen ist kein Wegwerfen. Es ist ein Zurücklegen an seinen Ort. Wie der Briefträger die Nachricht nicht vernichtet, sondern zustellt. Wie der Baum seine Blätter nicht verstößt, sondern dem Erdboden überlässt. Wie das Feuer das Holz nicht zerstört, sondern verwandelt. Das Alte wird nicht entwertet. Es wird freigegeben.

Manchmal im Leben ist es notwendig, sich auf den Weg zu machen. So wie die Indianer es taten. Wie die Schamanen es tun. Wie die Briefträger es jeden Tag praktizieren – hinausgehen, von Tür zu Tür, von Mensch zu Mensch, und am Abend zurückkommen, ohne die Geschichten, die sie unterwegs gehört haben, mit nach Hause zu nehmen. Mein Vater konnte das. Er überbrachte Liebesbriefe, Rechnungen, Todesnachrichten, Einladungen, Mahnungen und Abschiede. Aber er machte sie nicht zu seiner Identität. Er brachte sie an ihren Ort – und ging weiter. Proaktive, positive Abgrenzung gepaart mit Achtsamkeit nennt man das heute.

Vielleicht ist das die größte Weisheit des Loslassens: Du darfst etwas ernst nehmen, ohne es für immer zu behalten.

An diesem Abend machten wir uns auf den Weg zum Kraftberg, um den sagenumwobenen Buchberg zu bewandern. Er liegt bei Mattsee, achthundert Meter hoch, und sieht von Weitem eher wie ein Zuckerhut aus als wie ein Berg. Ein bisschen kitschig fast. Aber Orte, die von außen unspektakulär wirken, haben manchmal die größte Kraft im Inneren.

In meiner Tasche: vier Kerzen. Für meine Frau und meine Kinder. Ein bisschen Holz. Ein bisschen Weihrauch. Ein Stück Papier, auf das ich etwas geschrieben hatte, das ich loslassen wollte.

Der Weg hinauf dauerte nicht lang. Der Buchberg ist kein dramatischer Gipfel. Er ist ein stiller Höhepunkt. Wiesen, Wald und dieses Gefühl, dass der Himmel hier etwas näher ist. Von der Aussichtsplattform sieht man das ganze Salzburger Seenland. Den Mattsee. Den Obertrumer See. Den Wallersee. Dahinter, bei klarem Wetter, die Kalkalpen wie eine stille Kette am Horizont.

Unweit des Energieplatzes – ja, so nennen sie ihn hier, und ob man an Energie glaubt oder nicht, die Stille ist jedenfalls garantiert – fanden wir eine große Feuerstelle. Die Handys hatten schon auf dem Weg nach oben aufgehört zu funktionieren. Nicht weil der Berg mystische Kräfte hat. Weil es schlicht keinen Empfang gibt. Manchmal ist das der größte Segen, den ein Ort bieten kann: dass man nicht erreichbar ist.

Der Steg

*Es war fünf Uhr zehn, die Welt schwieg noch
und genau dort begann der wichtigste Teil des Tages.*

Ich gebe zu, ich habe geschummelt. Ich war ohnehin ein Frühaufsteher, aber an diesem Morgen erinnerte mich der Wecker trotzdem daran, aufzustehen. Nicht dass ich vergessen hätte.

Es war noch finster. Meine Familie schlief. Das Haus war still, auf die Art, wie Häuser still sind, wenn alle darin sicher und geborgen schlafen. Ich hörte den Atem meiner Frau nicht, aber ich wusste, dass er da war. Und das reichte.

Ich nahm ein Handtuch und ging.

Auf leisen Sohlen – wie mit den Pfoten einer Katze – die Treppe hinunter. Ich kleidete mich im Keller an, um niemanden aufzuwecken, zog die Tür leise ins Schloss. Meine Frau sagte immerzu: »Oskar, du hast wirklich einen Vogel. Aber wenn'st meinst, machst du's halt.« Manchmal stand sie auch am Steg, mit Haube und Schal, und schaute zu. Ins Wasser ging sie nie. Aber Simon – Simon wollte es einmal wissen. Er hat mitgemacht.

Draußen schlief die Welt noch. Kein Mensch auf der Straße. Kein Auto, kein Licht, kein Geräusch. Nur die Finsternis und meine Schritte auf dem Weg Richtung See. Der Raureif lag auf der Wiese wie ein weißes Versprechen. Jeder Grashalm trug eine dünne Schicht Eis,

die im Licht meiner Taschenlampe kurz funkelte und dann wieder verschwand.

An der Fischach, unweit der Schleuse, beim Fischer Kappeller, standen zwei Rehe. Sie schauten mich an, neugierig und unbeeindruckt zugleich. Ich versuchte, in Ruhe an ihnen vorbeizugehen, sie nicht aufzuschrecken. Denn ich dachte, auch sie seien hier, um die Stille zu genießen, noch bevor der Tag beginnt. Wir teilten diesen Morgen. Ohne Worte. Ohne Absicht. Einfach drei Wesen, die früh wach waren und das Gleiche suchten: Frieden.

Dann kam der Steg.

Er begann am Ufer von Seekirchen und führte gut zwanzig Meter hinaus auf den Wallersee. Schön, aus Holz, und so breit, dass zwei Menschen bequem nebeneinander gehen konnten.

Die Breite erinnerte mich an die alten Höhenwege auf La Gomera. Dort galt beim Anlegen der Wege eine einfache Regel: Eine Frau mit einem Laib Brot auf dem Kopf und einem Kind an der Hand musste sicher gehen können. So wurden die Wege gebaut.

Unser Steg am Wallersee hätte diese Prüfung bestanden. An seinem Ende stand eine kleine Bank. Und dahinter: nichts. Nur Wasser, Himmel und die Berge am anderen Ufer, die man in der Dämmerung mehr ahnte als sah.

Das Besondere an diesem Steg war nicht das Holz, aus dem er gemacht war. Es war die Richtung, in die er zeigte. Er schaute exakt nach Osten. Als hätte ein

Die Kerze, die brennt

Auf der Rückseite des Stiftes Sankt Peter in Salzburg gibt es eine große, uralte Eisentür. Sie ist schwer und sie quietscht, wenn man sie aufdrückt. So, als wollte sie einen warnen: Was hinter mir liegt, ist eine andere Welt. Mach dich gefasst.

Man tritt hinein und hält die Luft an. Nicht weil man muss, sondern weil der Körper es von allein tut, wenn er einen Ort betritt, der älter ist als alles, was man kennt. Der Friedhof Sankt Peter – entstanden in der Spätantike, älter als das Stift selbst, eingebettet in die Arkaden der Kirchenmauer und die schroffe Felswand des Mönchsbergs, der sich darüber erhebt wie ein stummer Wächter. Die Gräber liegen dicht an dicht, geschmückt mit schmiedeeisernen Kreuzen und Blumen, die so üppig blühen, als wollten sie dem Tod etwas entgegensetzen. Tatsächlich gelingt ihnen das. Denn dieser Friedhof macht nicht traurig. Er macht still. Dann, ganz langsam, macht er zuversichtlich. Auf eine Art, die man schwer erklären kann. Vielleicht liegt es daran, dass die Endlichkeit hier ein Lächeln hat. Als wollte der Ort sagen: Es ist in Ordnung. Es war gut. Es darf so sein.

Rechts, hinter den Gräbern, führt eine Steinstiege hinauf zum Felsen. Dort oben, fast unsichtbar, befindet sich eine kleine Einlassung im Stein. Der Zugang zu den Katakomben. Obwohl sie so heißen, waren sie nie wirklich

Katakomben. Keine Begräbnisstätte, sondern ein Ort der Stille. Ein Rückzugsort für Eremiten, die sich schon vor über tausend Jahren in den Fels zurückgezogen haben, um dort zu beten, zu schweigen und nachzudenken. Am Grab von Nannerl Mozart und Michael Haydn blieb ich stehen – nicht die Berühmtheiten, sondern Schwester und Bruder. Auch die Stillen haben ihren Platz. Dann 84 Stufen. 48 bis zur ersten Höhle, 36 weiter hinauf.

Über steile Treppen, teils aus Stein, teils aus Holz, in den Fels hineingehauen, steigt man höher und höher. Die Stufen sind schmal und abgetreten über die Jahrhunderte hinweg. Die Wände sind feucht. Die Luft wird mit jedem Schritt kühler. Und dann steht man plötzlich in einer kahlen Kapelle, die man so nicht erwartet hätte.

Klein. Aus dem rohen Fels geschlagen. Ein Altar, ein Fresko, ein paar Holzbänke. Eine Stille, die so präsent ist, dass man den eigenen Atem hört. Draußen, keine zweihundert Meter entfernt, drängen sich die Touristen durch die Salzburger Altstadt. Hier drinnen merkt man nichts davon. Hier drinnen ist nur der Stein, die Kühle und das schwache Licht, das durch eine kleine Öffnung fällt.

Ich weiß noch genau, wie ich das erste Mal dort allein drinnen saß. Es war nicht geplant. Ich war in Salzburg, hatte etwas Zeit und folgte einer Eingebung, die mich durch die quietschende Eisentür und die Steinstiege nach oben führte. In der dunklen Steinkapelle mit ihren kleinen Fenstern war niemand. Nur die Bänke, der karge

Später am Abend

Ich saß auf dem schönen Steg am Wallersee. Die letzten warmen Sonnenstrahlen im Gesicht. Das Wasser war ruhig, als würde es meine Gedanken aufnehmen und hinaustragen.

Mir fiel eine Geschichte ein, die zeigt, wie unsere Familie tickt. Als wir zum ersten Mal mit den Kindern in Venedig waren, nächtigten wir in einem alten Palazzo, in dem man die Geschichte riechen konnte. Morgens schoben wir die Vorhänge zur Seite, traten auf den kleinen Balkon und Simon fragte: »Papa, ich verstehe es nicht. Wieso haben die alle Straßen weggemacht?«

Es war Acqua Alta. Venedig war geflutet. Unten trafen wir einen alten Venezianer mit Fischerhose. »Gagalandò!« rief er uns lachend zu – durch das Hochwasser landen die Hundehaufen auf dem Gehsteig. Wir lachten von Herzen, zogen die Schuhe aus und starteten den ersten Wasserspaziergang unseres Lebens.

Im Peggy Guggenheim Museum hängt ein Werk von Maurizio Nannucci: »Changing place, changing time, changing thoughts, changing future.« Acht Wörter. Ich stand davor und dachte: Genau. Genau so.

Bei uns sagt man: »Dahoam is ned dort, wo alles perfekt is. Dahoam is dort, wo du wieder Luft kriegst.« Nach diesem Maßstab hatte ich immer viele Zuhause: eine Küche in Liebenau, ein Feuer am Buchberg, einen Steg am Wallersee.

Wenn ich jetzt hier sitze – am Steg, am Feuer, am Küchentisch, es ist egal wo –, und zurückschaue auf das, was war, dann sehe ich keinen geraden Weg. Ich sehe Schotter und Sternenhimmel. Scherben und Sonnenlicht. Ich sehe einen Dreizehnjährigen auf einer Puch, der in einer Kurve liegt, und einen Erwachsenen, der im eiskalten Wasser steht und spürt, dass er lebt.

Ich sehe meinen Vater, der die Kappe abnimmt, bevor er durch eine Tür geht, hinter der jemand trauert. Und meine Mutter, die sagt: Es geht nicht um die Briefe. Es geht um die Menschen.

Ich sehe zwei Jungs, die sich die Hände geben und gemeinsam durchs Feuer gehen.

Ich sehe einen Falkner, der einen Vogel fliegen lässt und darauf vertraut, dass er zurückkommt.

Ich sehe eine Kerze in einer Felsenkapelle, die einen ganzen Raum erhellt.

Ich sehe vier kleine Kerzen auf einem Berg.

Ich sehe einen Arzt, der sagt: Ihr Sohn hat einen Herzfehler. Eine Frau neben mir, die meine Hand nimmt. Und ich höre das Piepsen eines Monitors, das der schönste Klang der Welt ist.

Nichts davon war geplant, nichts davon stand in einem Kalender, nichts davon hätte ich mir so ausgesucht.

Und trotzdem – oder vielleicht gerade deshalb – war es genau richtig. Nicht perfekt, aber richtig.

Meine Mutter hat mir beigebracht, dass es nie um die Briefe geht, immer um die Menschen.

Hier endet die Leseprobe.

ES GEHT WEITER.

im Buch

DU BIST OK. MACH WAS DRAUS.

ab Oktober 2026 · dubistok.com

edition a

Mach was draus.

An derselben Stelle saß früher meine Oma, den Milchkaffee in der Hand, neben der Granitsäule vom alten Bauernhof. Sie hat nie gesagt, dass der Garten schön ist. Sie ist einfach dagesessen und hat zufrieden gelächelt. Einfach zutiefst zufrieden. Vielleicht ist das die letzte Lektion, die ich von diesem Ort gelernt habe: Dass das Schöne nicht dort entsteht, wo alles perfekt ist. Sondern dort, wo jemand sich kümmert. Was wir nähren, kann uns nähren. Was wir mit Liebe gestalten, gibt uns etwas zurück.

Wenn ich jetzt aufstehe und heimfahre, weiß ich, was mich erwartet: eine Küche, dreißig Grad, der Holzofen, der Duft von Gugelhupf. Fritz und Christl am Tisch, die Karten in der Hand. 54 Jahre und noch immer zusammen.

Ich wünsche dir täglich neunzig Sekunden. Die am Steg, die am Feuer, die auf dem Berg – oder einfach die in der Küche, bevor der Tag losgeht. Neunzig Sekunden, in denen niemand etwas von dir will. Nicht einmal du selbst.

Als Kinder haben wir nicht geplant. Wir sind einfach losgegangen – und meistens irgendwo angekommen. Seien wir ehrlich: Die wichtigsten Dinge im Leben standen in keinem Plan. Petra stand in keinem Plan. Die Herzoperation stand in keinem Plan. Dieses Buch stand in keinem Plan. Und trotzdem – oder gerade deshalb – ist alles genau richtig geworden. Fehler inklusive. Aus den größten Krisen entstehen die größten Lehrstücke. Das steht in keinem Managementbuch. Das hat das Leben gelehrt.

Kapitel 1

Die Indianer und die zwei Wölfe

*Gewinnen wird der Wolf,
den du fütterst.*

Welchen Wolf fütterst du gerade?

Kapitel 2

Der Sandkasten und seine Lehren

*Ein eingestürzter
Turm ist kein Ende.
Er ist Baumaterial.*

**Wann hast du das letzte Mal
etwas angefangen, ohne zu wissen,
ob es erfolgreich werden kann?**

Kapitel 3
Das Tannermoor

*Erst wenn das
Wasser still wird, zeigt
es den Himmel.*

**Hast du einen Platz,
wo du bei dir bist?**

Kapitel 4

Wer durchs Feuer will, muss sich umdrehen

*Die Glut prüft die
Fußsohlen. Das Umdrehen
prüft das Herz.*

**Welche Entscheidung schiebst
du vor dir her, und was passiert,
wenn du sie heute triffst?**

Kapitel 5

Das schwarze Eisen und der weiße Stahl

*Echte Stärke ist
nicht das rohe Feuer.
Sie ist, was die
Schöpfung daraus macht,
beim Stahl wie beim
Menschen.*

**Wann hast du das letzte Mal
recht gehabt und es hat trotzdem
nichts gebracht?**

Kapitel 6

Der entscheidende Moment

*Richtige
Entscheidungen
gibt es nicht.
Es gibt Entscheidungen
und ein Leben, das
weitergeht.*

**Wer steht neben dir,
wenn es wirklich darauf ankommt?**

Kapitel 7

Die Mythen von La Gomera,
der Shaolinmönch und ich

*Geh langsam.
Steh gerade.
Schau nach vorne.
Und halt dich nicht
fest an Dingen, die nur
so tun, als würden sie
dich halten.*

**Wann hast du das letzte Mal
wirklich zugehört, ohne schon an
deine Antwort zu denken?**

Kapitel 8
Der richtige Weg

*Vom Weg abzukommen, ist
manchmal der einzige Weg,
um zum richtigen zu finden.*

**Was wünschst du dir –
nicht für andere, sondern für dich?**

Kapitel 9

Der Teufel hat nicht das letzte Wort

*Der Teufel hat
nicht das letzte Wort.
Das letzte Wort haben
die, die bleiben.*

**Wann sagt eine Stimme in dir
»Das geht nicht« und wo hat sie
vielleicht unrecht?**

Kapitel 10
Der Steinbruch und die Familie

*Ein schwarzer
Stein, ein weißer Stein.
Erst zusammen ergeben
sie ein Bild.*

**Wer erdet dich?
Und wem bist du der Boden
unter den Füßen?**

Kapitel 11
Flieg wie ein Falke

*Der Falke bleibt nicht,
weil du ihn hältst.
Er kommt zurück, weil
du ihn fliegen lässt.*

**Was würdest du tun, wenn du keine
Angst hättest, sondern nur Respekt?**

Kapitel 12
Die Feuerstelle

*Wer nie gebrannt hat,
hat nie geleuchtet.*

**Wann hast du das letzte Mal
für etwas gebrannt?**

Kapitel 13

Den Stein aus der Hand geben

*Loslassen
ist kein Verlust.
Es ist der Moment,
in dem das Leben
wieder Feuer fängt.*

**Was hältst du fest, das
du eigentlich loslassen solltest?**

Kapitel 14
Der Steg

*Kairos trägt die Locke
vorn. Von hinten gibt es
nichts zu greifen.*

**Was tust du regelmäßig
nur für dich – falls die Antwort
»nichts« ist: warum nicht?**

Kapitel 15
Die Kerze, die brennt

*Man misst eine Kerze nicht
am Wachs, das übrig bleibt.
Man misst sie am Licht.*

**Was willst du hinterlassen –
nicht an Dingen, sondern an Licht?**

Dein OK-Impulskompass

Der OK-Impulskompass ist kein Persönlichkeitstest. Kein Fragebogen. Kein Werkzeug, das dir sagt, wer du bist – das weißt du selbst am besten. Er ist ein Spiegel. Eine stille Einladung, einen Moment lang ehrlich hinzuschauen: Wo stehst du? Wohin willst du?



In der Mitte steht das ICH. Nicht das Ich, das auf Visitenkarten steht. Das Ich, das morgens um fünf am Steg sitzt, wenn niemand zusieht.

Umgeben von drei elementaren Kreisen – die 3 F's:

- **F**amilie
- **F**reunde
- **F**irma / Beruf

die Menschen, mit denen du dein Leben und deine Lebenszeit teilst. Der Innenkreis zeigt dir vier Phasen, die jedes Leben kennt:

Aufbrechen

der Moment, in dem du losgehst, obwohl du den Weg nicht kennst. So wie ich damals im Mühlviertel vom Rad stieg und einem Pfad folgte, der nirgendwohin zu führen schien.

Ankommen

der Moment, in dem du merkst: Hier bin ich richtig. Nicht weil alles perfekt ist. Sondern weil es sich stimmig anfühlt. Wie der Küchentisch in Liebenau.

Veränderung

der Moment, in dem etwas bricht und du entscheidest, ob du daran zerbrichst oder daran wachst. Wie Stefan nach der Herzoperation. Wie ich nach der Krise, in der ich mich verbogen hatte.

Ziele

nicht die aus dem Jahresplaner. Die, die du wirklich meinst. Die, für die du läuten würdest.

DER AUSSENKREIS – die acht Himmelsrichtungen Deines Lebens:

Achtsamkeit

Bist du da, wo du bist? Oder bist du schon wieder woanders? Der Mönch hat gesagt: Nur wenn du aufrecht stehst, kannst du gerade gehen und im Hier und Jetzt entscheiden.

Motivation

Frag dich nicht, was dich antreibt. Frag dich, was dich zieht. Das ist ein Unterschied: Was dich treibt, macht müde. Was dich zieht, macht wach.

Erfolg

Was bedeutet Erfolg für dich, wenn niemand zuschaut? Nicht der Erfolg auf LinkedIn & Co. Der Erfolg am Küchentisch. Mein Vater war erfolgreich – mit einer Puch und einer Postkappe.

Freude

Wann hast du zum letzten Mal etwas getan, nur weil es dir Freude macht? Nicht weil es nützlich ist. Nicht weil es vernünftig ist. Sondern weil der Steingarten in dir auch gepflegt werden will.

Entspannung

Nicht die aus dem Wellnesshotel. Die echte. Die, wenn du am Bach sitzt und das Wasser nicht fragst, warum es so still ist. Die neunzig Sekunden, in denen die Welt schweigt.

Vertrauen

Wem vertraust du? Und wichtiger noch: Vertraust du dir selbst? Der Falkner hat den Vogel fliegen lassen und darauf vertraut, dass er zurückkommt. Was lässt du fliegen?

Mut

Mut ist nicht die Abwesenheit von Angst. Mut ist der erste Schritt, obwohl die Angst noch da ist. Stefan hat beim Falken gesagt: »Respekt, aber keine Angst. Entweder kann er mich pecken oder nicht.«

Gesundheit

Nicht nur der Körper. Auch die Seele. Auch die Beziehungen. Auch das Gewissen. Wie geht es dir wirklich? Nicht die Antwort für andere – die für dich.

Jetzt bist du dran. Zwei Fragen. Mehr nicht.

»Wo stehst du gerade?«

Schau auf die acht Richtungen. Bei welcher spürst du sofort: Da läuft es gut. Bei welcher weißt du: Da stimmt etwas nicht. Schreib es hin. Ein Satz reicht.

Hier stehe ich:

»Wo willst du hin?«

Nicht in fünf Jahren. Nicht irgendwann. In den nächsten Wochen. Was ist der eine Wunsch, den du hättest, wenn du einmal läuten dürftest? Der alte Mann bei der Kapelle hatte recht: Jeder Mensch hat einen Wunsch. Und den sollte man aussprechen.

Mein Wunsch:

Jetzt kommt etwas, das man mit Büchern normalerweise nicht tut. Reiß diese Seite heraus. Ja, wirklich. Falte sie nicht zusammen. Steck sie nicht zwischen andere Seiten. Dreh sie um, nimm einen dicken Stift und schreib deinen Wunsch noch einmal darauf – groß. Dann kleb sie an deinen Spiegel. An den Spiegel, in den du jeden Morgen schaut, wenn du noch nicht ganz wach bist und noch in keine Rolle geschlüpft bist.

Damit du jeden Morgen liest, was du dir wünschst. Damit du dich jeden Morgen erinnerst, wer du bist und wohin du willst. Und damit du eines Tages auf diesen Zettel schaut – in einem Monat, in einem Jahr – und sagst: Ich hab's gemacht.

Das Buch ist jetzt eine Seite leichter.

Dafür bist du eine Idee schwerer.

Mein Vater hätte gesagt: Jetzt red nicht so lang. Mach was draus.

Du bist OK. Mach was draus. Geh deinen Weg, schau dich dabei um, freu dich über das, was da ist. Und vergiss nicht: Das Leben ist nicht irgendwann. Es ist jetzt.

Oder, wie man bei uns daheim sagt:

Ned gestern, ned morgen. Jetzt.



Deine Briefträger-Challenge

www.DUBISTOK.com

Meine Eltern haben ihr Leben lang Briefe zugestellt.

Das Beste an diesem Beruf war nie die Post — es waren die Reaktionen. Menschen, die am Gartenzaun warteten. Menschen, die lachen, die weinen, die einen herinbitten, weil sie den ganzen Tag noch mit niemandem geredet haben.

Wer zustellt, bekommt etwas zurück, mit dem er nie gerechnet hätte. Genau darum geht es hier:

- Fotografiere die Stelle in diesem Buch, die dich berührt hat.
- Scanne den QR-Code und
- stelle diesen Gedanken einem Menschen zu, dem du sagen willst: **Du bist OK.**

Mehr nicht. Dreißig Sekunden.

Dann erlebst du, was Briefträger seit jeher erleben: Reaktionen, mit denen du nicht gerechnet hast. Ein » Woher wusstest du das?«- Ein Anruf statt einer Nachricht. Wer einen guten Gedanken losschickt, bekommt fast immer mehr zurück.

Jetzt bist du dran.

Werde Briefträger. Mach was draus.

"

*Es ist, wie es ist.
Und so wie es ist, so ist es.
Jetzt machen wir was draus.*

Oskar Kern,

Sohn zweier Landbriefträger
aus dem Mühlviertel, erzählt fünfzehn
wahre Geschichten über das, was zählt:
Mensch bleiben.

"

*Egal wie es kommt –
glaub an dich und mach
was draus.*

Wenn du mehr willst, wenn du diese Fragen
vertiefen, in deinen Alltag übersetzen und
mit anderen teilen möchtest, dann findest du
Impulse auf [OskarKern.com](https://oskarkern.com).

Impulse, die dort anfangen, wo dieses Buch aufhört.

© 2026 OSKARKERN.com
impulse@oskarkern.com

Der Autor



Oskar Kern, geboren im Mühlviertel als Sohn zweier Landbriefträger, kennt beide Tische: den Küchentisch, an dem er groß geworden ist, und den Konferenztisch, an dem er heute sitzt. Er ist Mitglied der Geschäftsleitung eines großen österreichischen Traditionsunternehmens – mit hundertjähriger Geschichte, 2.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und rund 400 Millionen Euro Umsatz. Er gründete das »Impulsloft am Wallersee«, seine Zukunftswerkstatt für Menschen und Unternehmen. Als Keynote-Speaker ist er bekannt für seine ungewöhnlichen Vorträge, praxisorientiert, humorvoll und nicht aus dem Lehrbuch, sondern aus dem Leben.

Du bist OK. Mach was draus. ist nach *Briefträgerkind* sein zweites Buch.

Zuversicht ist keine Frage der Umstände, sondern der Haltung.

Es gibt genug Stimmen, die dir erzählen, warum
es nicht geht: die Zeiten, die Krisen, die Anderen.

Dieses Buch erzählt dir das Gegenteil.

Mit den eigenen Kindern über glühende Kohlen gehen.
Einen Falken loslassen und darauf vertrauen. Vor einem
Operationssaal warten. Nichts tun können.

Wahre Geschichten, in denen nicht klar war, wie es
weitergeht. Nichts davon erfunden.

Vom Mühlviertler Briefträgerkind in die Geschäftsleitung
eines großen österreichischen Traditionsunternehmens.
Das Leben hat es geprüft. Es hat gehalten. Bis heute.



»Ein Leuchtturm der Zuversicht:

*In einer permanent aufgeregten Zeit zeigt Oskar Kern
gangbare Wege aus der Pessimismus-Falle.«*

Manfred Perterer, ehemaliger Chefredakteur der *Salzburger Nachrichten*

»Nach Viktor Frankl entscheidet der Mensch, wie er den
Dingen begegnet. Oskar Kern erzählt konkret davon.«

Dr. Volker Viechtbauer, *Red Bull*, Wegbegleiter von Dietrich Mateschitz

*Glaub an dich.
Glaub an die Menschen in deiner Umgebung.
Und gestalte deine Zukunft selbst.*